Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 43 (1963-1964)
Heft: 4: Mittelschulprobleme

Artikel: Die Gefährdung der humanistischen Bildung
Autor: Gigon, Olof
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161486

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Gefährdung der humanistischen Bildung

OLOF GIGON

Es versteht sich von selbst, daß man Atomkraftwerke bauen und die Qualität des Tafelobstes wissenschaftlich verbessern kann, ohne von humanistischer Bildung auch nur das mindeste zu wissen. Man kann Schwerhörigkeit, Hunger und Typhus wirksam bekämpfen ohne jemals die Namen Homer, Sophokles, Platon oder Horaz gehört zu haben. Über diesen Tatbestand zu diskutieren ist vollständig überflüssig.

Daß weiterhin in einer Zeit, für die die Erhaltung des physischen Lebens, die allseitige Verbreitung und Mehrung des Wohlstandes und das Überleben schlechthin zum höchsten und einzigen von jedermann vorbehaltlos anerkannten Werte geworden ist, die humanistische Bildung vom Absterben bedroht wird, liegt auf der Hand. Die unaufhaltsam rückläufige Entwicklung der humanistischen Unterrichtsfächer an unseren Mittelschulen spricht eine eindeutige Sprache. Und selbst wo dieser Rückgang aufgehalten zu sein scheint — daraus auf einen allgemeinen Gesinnungswandel zu schließen, dürfte kaum erlaubt sein. Denn gewiß herrscht Lehrermangel auch im humanistischen Sektor, und die Schulen bemühen sich angestrengt, die Lücken zu stopfen; doch dies hängt zunächst keineswegs mit einem vermehrten Interesse der jungen Leute an der humanistischen Bildung zusammen, sondern einfach mit der Tatsache, daß der Weg zu den wirklich begehrten Berufen des Ingenieurs, des Physikers, des Mediziners vorläufig noch von Gesetzes wegen über ein gewisses Quantum humanistischen Unterrichtes führt. Die humanistischen Disziplinen als solche sind unbestreitbar das, was der Mann von der Straße als «brotlose Künste» zu bezeichnen pflegt. Nüchtern betrachtet war dies nie anders. Denn sie sind durchaus unfähig, Dinge zu produzieren, die dem Manne von der Straße nützlich zu sein vermöchten. Wir wollen nicht vergessen, daß es aufs Ganze gesehen nur zwei bürgerliche Berufe gibt, die dem humanistisch Gebildeten von vornherein nahestehen. Es ist der Beruf des Lehrers auf allen Stufen und der Beruf des Journalisten. Doch eigentümlich genug stehen gerade diese beiden Berufe unter einer ganz besonderen Problematik: es verbindet sich in ihnen eine einzigartige geistige Ausstrahlungsmöglichkeit mit einer ebenso ungewöhnlichen Labilität der sozialen Stellung und inneren Struktur. Es sind zwei Berufe, die es in einem sehr wesentlichen Sinne besonders schwer haben und die darum vollständig jener elementaren Attraktivität entbehren, die heute etwa den Beruf des Maschineningenieurs oder des Physikers auszeichnet. Doch dies ist hier nicht weiter auszuführen.

Es bleibt dabei, daß es in der heutigen Zeit nicht schwierig ist, Mehrheiten zu finden, die für eine massive Reduktion des humanistischen Unterrichts und damit zwangsläufig auch der humanistischen Bildung überhaupt plädieren. Diese Mehrheiten gab es, geschichtlich gesehen, vermutlich schon immer: bloß figurierten sie in früheren Jahrhunderten als die Stillen im Lande, während sie sich heute stürmisch und mit größtem Selbstbewußtsein zum Worte melden und dementsprechend zumeist als die Hüter der wahren fortschrittlichen Tendenzen unseres dynamischen Zeitalters gefeiert werden.

Allerdings gibt es nun auch Leute, die sich mit diesem Zustand nicht abfinden wollen und der Überzeugung sind, die Dinge ließen sich nicht so einfach erledigen, wie es uns die zahllosen Techniker der Lebenserhaltung glauben machen möchten. Sie versuchen, Argumente für den Wert der klassischen Bildung zusammenzubringen, ein lobenswertes Unternehmen gewiß, das aber aus zwei Gründen nicht immer befriedigt: die Analyse der Ursachen des heutigen Verfalls der humanistischen Bildung bleibt an der Oberfläche, und die Argumente ermangeln dementsprechend der notwendigen Überzeugungskraft.

Es sind vor allem zwei Argumente, die gerne und häufig zugunsten der humanistischen Bildung ins Feld geführt werden. Von ihnen sei zunächst kurz die Rede.

Erstens wird darauf hingewiesen, daß die humanistische Bildung der Verschönerung und Bereicherung des menschlichen Lebens diene. Sie verschaffe ihm einen Glanz und eine innere Weite, die es sonst nicht besäße. Der Umgang mit den großen Gestalten des klassischen Altertums mag dann in einem ähnlichen Sinne erhebend und erfrischend wirken wie der Umgang mit Werken etwa der Musik oder der Malerei.

Nun ist sich in der Tat schon die altgriechische Ethik vollkommen klar darüber gewesen, daß der Mensch einer wohlabgewogenen Mischung von strenger Arbeit und edler Erholung bedürfe, um seiner Bestimmung gemäß existieren zu können. Daß die Welt des Humanismus in einem eminenten Maße geeignet sein kann, solche edle Erholung zu verschaffen, wird niemand bestreiten. Bloß trägt dieses Argument nicht sehr weit. Es rechtfertigt nicht ausreichend den Eifer und geistigen Aufwand, den die Verteidiger des Humanismus in ihrer Sache zu entfalten für notwendig halten. Es ist unbehaglich, den Humanismus mit seiner Tradition auf eine der vielen Möglichkeiten sonntäglicher Unterhaltung und Erbauung zu reduzieren.

Zweitens wird geltend gemacht, der Umgang mit den klassischen Sprachen Griechisch und Latein bedeute eine unentbehrliche Erziehung des jungen Menschen zu klarem Denken und zu korrektem sprachlichem Ausdruck. Dieses Argument hat zweifellos mehr Gewicht als das erste.

Was das klare Denken angeht, so ist freilich eine nähere Bestimmung dessen, was darunter verstanden werden soll, unumgänglich. Denn eine Schule methodisch sauberen Denkens zu sein, beanspruchen mit gutem Rechte auch an-

dere Disziplinen, vor allen anderen die Mathematik, die aus eben diesem Grunde seit der Zeit Platons bis heute als das Modell aller Wissenschaftlichkeit schlechthin gilt und einen unvergleichlichen Einfluß ausübt. An Klarheit in diesem Sinne kann es die Wissenschaft vom Altertum mit den mathematischen Wissenschaften keineswegs aufnehmen. Eher ließe sich sagen, daß sich die Antike durch eine spezifische Ursprünglichkeit in der Formulierung der mit dem Menschsein konstitutiv gegebenen Probleme auszeichnet. Unter «Ursprünglichkeit» verstehen wir dabei nicht, daß die Dinge zum ersten Mal und auf die einfachste und am leichtesten faßliche Weise gesagt worden wären. Wir meinen damit vielmehr die Fähigkeit, die Totalität und die der Sache nach entscheidenden Elemente eines Problems so zu umgreifen, wie es eine ans einzelne sich verlierende und von vorübergehenden Sympathien und Antipathien gesteuerte Forschung nicht vermag. Um nur zwei Beispiele zu nennen: Platon und Aristoteles haben bestimmte Formen und Möglichkeiten des politischen Daseins mit einer Objektivität beschrieben, die unerreicht geblieben ist. Man wird auch behaupten dürfen, daß dieselben Philosophen die zentralen Artikulationen des Erkenntnisproblems sachgerechter erfaßt haben als die neueren Jahrhunderte. Blicken wir in eine andere Richtung, so hat die Antike immerhin eine Anzahl Verse hervorgebracht, deren Gültigkeit jedem evident ist, der überhaupt für dergleichen Dinge ein Organ besitzt. Soviel zur Ursprünglichkeit der Antike.

Nicht geringer ist ihre Bedeutung allerdings im Bereich der Erziehung zum rechten Gebrauch der Sprache.

Was man die Gefährdung der europäischen Kultur im ganzen nennen muß, hat, wie mir scheint, im gegenwärtigen Zustand der Sprache ein besonders deutliches Symptom. Verwundern kann dies kaum. Nur der Naive kann glauben, daß eine Kulturpolitik, die nicht bloß den eigentlichen Analphabetismus mit Stumpf und Stiel ausrottet, sondern darüber hinaus jedermann, vom Staatsmann bis zum Hilfsarbeiter, vom Greis bis zur Primarschülerin dazu einlädt, sich publizistisch zu äußern, ohne umwälzenden Einfluß auf die Sprache zu bleiben vermöchte. Ich denke dabei weniger an die von den Deutschlehrern oft und mit Recht beklagte Verwilderung der Sprache: Verarmung des Vokabulars, Verkümmerung der Syntax, Einströmen überflüssiger Fremdwörter und dergleichen. Weit bedenklicher ist, wie mir scheint, der ungeheure Verbrauch der sprachlichen Mittel. Es gibt sehr viele Worte, die ihre Lebendigkeit nur bewahren, wenn sie selten, behutsam und nur von den wenigen, die wirklich wissen, was sie bedeuten, verwendet werden. Wenn aber jeder Bürger auf der Autostraße «im Innersten erschüttert» und «von einem tragischen Verhängnis verfolgt» wird, wenn er «in die Tiefen seiner Seele lotet» und «sich zur Freiheit aufgerufen weiß», dann beginnt die Sprache sich in einem sehr präzisen Sinne zu zersetzen. Es liegt in der Natur der Sprache, daß sie ohne bildhafte Wendungen nicht auskommt. Wenn aber alle klaren

Begriffe in einem Meere tiefsinniger und gemütswirksamer Metaphern ertrinken, dann zerstört dies die Substanz der Sprache und des Denkens selbst. Es gibt sogar Bücher zeitgenössischer Philosophie, die in einem derartigen Feuerwerk der Superlativa und empfindungsgeladener Bilder schwelgen, daß der Leser, der noch einigermaßen zu wissen glaubt, was eine sachgerechte Darlegung ist, sich nach kurzer Zeit voll Ekel abwendet. Die Tatsache, daß im heutigen Zeitalter der Fundamentaldemokratie fast jedermann fähig ist, beliebig jene Begriffe zu manipulieren, deren sich früher nur die großen Theologen, Philosophen und Dichter in seltenen Augenblicken bedient haben, führt auf die Dauer zu geistigen Vergiftungen, deren Gefährlichkeit man nicht unterschätzen sollte. Ich möchte meinen, daß in dieser Situation der Umgang mit einer Kultur, in der von verhältnismäßig wenigen verhältnismäßig weniges geschrieben wurde, ungemein heilsam sein dürfte. An den Werken der antiken Literatur läßt sich paradigmatisch erkennen, worin sich der rechte Gebrauch der Sprache von ihrem Mißbrauch unterscheidet.

Doch auch dies reicht nicht aus, die humanistische Bildung zu begründen. Wir müssen uns eingestehen, daß die Gefährdung des Humanismus nur ein Teilaspekt einer Krise ist, die die Dimension der Geschichtlichkeit im ganzen bedroht. Denn unsere Zeit ist unter anderem dadurch charakterisiert, daß sie mit einem seltsamen Fanatismus meint, die Gestaltung der Zukunft gegen die Belehrung durch die Vergangenheit ausspielen zu müssen. Sie liebt es, zwei Menschentypen zu konstruieren, von denen der eine als «die ewig Gestrigen» ängstlich an der Vergangenheit klebt, während der andere, wagemutig allem Neuen aufgeschlossen, an einer behaglichen Zukunft für die ganze Menschheit arbeitet. In dieser Antithetik liegt der wahre Grund dafür, daß heute unsere geschichtliche Vergangenheit (also auch die Welt der Antike) Stück um Stück aus unserm gegenwärtigen Leben eliminiert und in eine Sammlung von Museumsstücken, mit denen sich die Spezialisten befassen mögen, verwandelt wird.

Diese Antithetik und die daraus sich ergebende grundsätzliche Entwertung der geschichtlichen Dimension muß in den Mittelpunkt aller Diskussion über den Humanismus gestellt werden. Wir können nun allerdings hier nicht eine Geschichtsphilosophie entwickeln. Es ist hier nicht der Ort dazu, und außerdem läßt sich die betrübliche Feststellung nicht vermeiden, daß die Fachphilosophie in diesem Punkte nur äußerst wenig Beistand zu leisten vermag. Die philosophische Analyse der Geschichtlichkeit ist bisher über eine Reihe summarischer Entwürfe nicht hinausgekommen. Eine tragfähige Geschichtsphilosophie fehlt noch, was die Aufgabe einer fundierten Behandlung des Problems der humanistischen Bildung (die eine geschichtliche Bildung im eminenten Sinne ist) nicht gerade erleichtert.

Wir beschränken uns hier darauf, die These aufzustellen, daß zum Wesen des Menschen nicht nur ein spezifisches Verhältnis zur umgebenden Natur,

sondern auch ein solches zur geschichtlichen Vergangenheit gehört. Beizufügen ist sofort, daß mit der Natur jeder einzelne täglich konfrontiert wird, da ja das physische Leben des einzelnen an der sicheren Beherrschung der Natur hängt: das Verhältnis zur Vergangenheit bleibt dagegen für die überwiegende Mehrheit der Menschen ein durchaus unausgesprochenes, unbewußtes und unbefragtes. Das physische Leben vermag sehr wohl zu gedeihen, ohne daß man sich Klarheit darüber verschafft, wie weit das eigene Verhalten von geschichtlichen Faktoren, also von Traditionen aller Art bestimmt wird. Ohne Traditionen existiert kein Mensch. Doch diese Traditionen bewußt zu machen, ihnen ausdrücklich den Status der Autorität zuzuerkennen (Autorität gehört ja zu den spezifisch historischen Kategorien), sich also von der Vergangenheit belehren zu lassen, ist vermutlich zu allen Zeiten die Angelegenheit weniger gewesen, eben jener wenigen, denen unter Umständen die Treue zur eigenen geschichtlichen Vergangenheit wichtiger war als das physische Überleben. Diese wenigen haben heute indessen die größte Mühe, Gehör zu finden. Wer heute spricht, sind zumeist die Wortführer der vielen, die sich über ihre eigene Bindung an das Geschichtliche nicht klar sind und nicht klar zu werden wünschen und darum zu dem Schlusse neigen, der Umgang mit der Geschichte könne überhaupt entbehrt werden: ja, es sei sogar unerwünscht, sich der Vergangenheit zuzuwenden, weil damit Kräfte vergeudet würden, die man besser der unbeschwerten Gestaltung einer von Jahr zu Jahr erfreulicheren Zukunft zugute kommen lasse.

Diese in unserer Gegenwart allen Museen und historischen Filmen zum Trotz rasant gewordene Destruktion des Geschichtlichen hat nun allerdings nicht bloß *eine* Ursache. Sie resultiert aus einer ganzen Reihe von Komponenten, die man gut tut, so klar als möglich auseinanderzuhalten.

Ich nenne und charakterisiere die wichtigsten in aller Knappheit. Da ist zunächst das, was ich die Egalisierung des geschichtlichen Raumes nennen möchte. Es ist gute theologische Lehre, daß alle Menschen, Zeiten und Völker in einem ganz bestimmten Sinne vor Gott gleich sind. Daran gibt es nichts zu rütteln. Aber daß sie vor Gott gleich sind, bedeutet in keiner Weise, daß sie auch vor der Geschichte gleich sind. Es bedeutet durchaus nicht, daß geschichtlich betrachtet allen Menschen, Völkern und Zeiten gleiches Gewicht zukommt. Es gibt Menschen und Völker, die Geschichte machen und solche, die in einem Zustand relativer Geschichtslosigkeit leben. Es gibt schöpferische und bloß nachahmende Zeiten und Völker. So vorsichtig man mit der metaphorischen Anwendung biologischer Kategorien im Felde der Geschichte auch sein wird, es ist dennoch kaum zu verkennen, daß es in einem und demselben Volke Epochen des intensivsten geschichtlichen Lebens ebenso gibt wie Epochen des Absterbens, des Rückzugs der Geschichte. Auf solchen Tatsachen beruhen ja die geschichtlichen Kategorien des Vorbildlichen, des Klassischen, der Autorität.

Wenn aber an die Stelle dieser Betrachtungsweise die totale Egalisierung tritt, geht das die Geschichte als Geschichte konstituierende Moment verloren. Wenn wir dazu aufgefordert werden, allen Epochen und Völkern dasselbe Interesse entgegenzubringen und die Geschichte Italiens nicht grundsätzlich für wichtiger zu halten als die Geschichte Borneos oder Kameruns, dann ist das unvermeidliche Ende die Gleichgültigkeit aller vergangenen Dinge; die Geschichte erstarrt zu einer unabsehbaren Reihe stramm aufgestellter Zinnsoldaten. Die heute so oft erhobene und so ansprechend klingende Forderung, Geschichte müsse nunmehr als Menschheitsgeschichte gefaßt werden, wobei jeder der fünf Kontinente den Anspruch auf ebenbürtige Würdigung seiner Geschichte besitze, zerstört den Sinn der Geschichtlichkeit überhaupt und wird, falls sie sich durchsetzen sollte, enden wie alle derartigen gutgemeinten Universalismen: in der vollendeten Langeweile einer primitiven Geschichtslosigkeit — die sich übrigens als Dauerzustand gar nicht wird behaupten lassen.

Eine zweite Komponente ist der eben genannten sozusagen komplementär. Es besteht der Eindruck, daß wir heute an einem Einschnitt in der geschichtlichen Entwicklung stehen, der so radikal ist wie keiner zuvor. Seit zweihundert Jahren befindet sich die Menschheit, so wird argumentiert, im Beginn einer vollkommen neuen Kulturphase. Sie ist aller früheren Geschichte derart inkommensurabel, daß die Befassung mit den Jahrtausenden vor der Aufklärung und der Französischen Revolution sich im Grunde nicht mehr lohne. Zumal die griechische und römische Antike habe, so heißt es, unter so vollkommen anderen Bedingungen des Lebens gestanden, daß ihre Literatur für uns nur noch einen musealen Wert besitze. Denn mit dem wissenschaftlich-technischen Zeitalter, in dem wir leben, lasse sich keine frühere Epoche der Menschheitsgeschichte auch nur von ferne vergleichen.

Es muß natürlich zu denken geben, daß in diesem Punkte zwei so verschiedene Schriftsteller wie der soziologische Progressist R. F. Behrendt und der Philosoph Karl Jaspers einer und derselben Meinung sind. Sie vertreten damit offensichtlich nicht bloß sich selbst, sondern ein beachtliches Stück der öffentlichen Meinung schlechthin. Daß sie beide ihrer persönlichen Herkunft nach zu ursprünglicher Geschichtlichkeit keine innere Beziehung haben, ändert am repräsentativen Charakter ihrer These nichts.

Wie aber steht es mit der Richtigkeit dieser These? Zweifellos hat mit der Radikalisierung des demokratischen Prinzips, seinem Sieg in allen Bereichen des Lebens und der damit unlösbar verknüpften stürmischen Entwicklung von Naturwissenschaft und Technik, endlich mit dem Abbau aller theologischen und philosophischen Positionen zugunsten einer planmäßigen Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen in aller Welt (jene werden endgültig, wie es scheint, zur Privatangelegenheit, diese zum öffentlichen Anliegen par excellence) etwas Neues begonnen. Ob dies jedoch unserer Gegenwart das Recht gibt, sich als die Drehscheibe der gesamten Weltgeschichte zu empfinden, so

daß wir glauben dürfen, aus einer endgültig abgetanen Vergangenheit in eine Zukunft von kaum ausdenkbarer Neuheit hinüberzuschreiten, dies dürfte doch wohl zum mindesten eine offene Frage sein. Daß sich ein Zeitalter durch ein pathetisches Selbstbewußtsein auszeichnet, ist schließlich auch schon in früheren Jahrhunderten vorgekommen. Schon dies muß zur Vorsicht mahnen. Die Aufgabe, möglichst genau zu umgrenzen, welches an der Situation der Gegenwart die neuen und welches die konstanten Elemente sind, läßt sich nicht mit Schlagworten erledigen. Es kann sehr wohl sein, daß mit der Französischen Revolution durchaus nicht etwa ein neuer Menschentypus entstanden ist, sondern lediglich in der gesamten Breite der seit jeher vorhandenen menschlichen Möglichkeiten andere Dinge in den Vordergrund getreten sind als in früheren Zeiten. Es kann ebenfalls sein, daß die gegenwärtigen Akzentsetzungen durchaus nicht endgültiger, sondern ebenso vorübergehender Natur sind wie alle Akzentverschiebungen in der vergangenen Geschichte. Freilich kommt an dieser Stelle der Begriff der Unausweichlichkeit der geschichtlichen Entwicklung ins Spiel. Es wird geltend gemacht, daß es unmöglich sei, «das Rad der Geschichte zurückzudrehen», und was dergleichen Floskeln mehr sind.

Diese unausweichliche Entwicklung pflegt man in zwei Dingen zu sehen: einmal in der immer vollständigeren Manipulierbarkeit der Natur durch die Technik, einer Manipulierbarkeit, der weder die menschliche Seele auf der einen, noch unser Sonnensystem auf der andern Seite entrückt zu sein scheinen; sodann im Fortschreiten aller Völker der Erde zur Unabhängigkeit, zu parlamentarischer Demokratie und modernen Wirtschaftsformen, die jedermann ein menschenwürdiges Dasein garantieren. In dieser zweiten Entwicklung ist impliziert der unwiderrufliche Untergang aller Imperialismen und insbesondere das Ende der Hegemoniestellung Europas, von der der durchschnittliche Publizist gerne annimmt, daß sie schon zur Zeit der alten Griechen und Römer begonnen habe. Von der politischen Hegemonie Europas ist aber die geistige Sonderstellung der europäischen humanistischen Tradition kaum zu trennen. Darum pflegt auch an diese Tradition die Aufforderung zu ergehen, die Zeichen der Zeit zu erkennen, «von ihrem Piedestal herunterzusteigen» usw. Es fehlt nicht an Predigern, die glauben, die Vertreter der europäischen humanistischen Tradition von höchster Warte aus dringend ermahnen zu müssen, ihren Hochmut fahren zu lassen und einzusehen, daß Europa seine Rolle als politischer und geistiger Mittelpunkt der Welt endgültig ausgespielt habe. Wir dürfen uns keine Illusion darüber machen, daß durch diese in der Publizistik zuweilen fast täglich wiederholten Versicherungen eine Atmosphäre geschaffen wird, die für das Weiterleben der humanistischen Tradition und Bildung schlechthin tödlich ist.

Denn die Wirkung dieser Anschauungen ist sehr groß, auch wenn für den nüchternen Beobachter der in solchen Predigten sich ausbreitende Masochismus des sich selbst erniedrigenden Europäers zuweilen fast pathologische Züge

trägt — und auch wenn es sonderbar anmutet, daß das Dogma der Unausweichlichkeit der Entwicklung meist von Leuten gelehrt wird, die auf die Wissenschaftlichkeit und Realistik ihres Denkens ungemein stolz sind. In Wahrheit liegen die Dinge gar nicht so einfach. Die Unausweichlichkeit der Entwicklung ist keine Tatsache, sondern ein Glaubenssatz, nicht mehr und nicht weniger. Die technische Entwicklung mag noch eine Weile weitergehen wie in den vergangenen Jahrzehnten. Die von ihr ausgehende Faszination dürfte mit der Zeit abklingen, und die Entwicklung selbst wird ihr Ende finden in dem Augenblick, in dem der archimedische Punkt außerhalb aller Manipulierbarkeit, der allem Manipulieren erst seinen Sinn gibt, verloren geht. In dem Augenblick wird die Technik nur noch selbstmörderisch. Was die politische und kulturelle Entwicklung angeht, kann meiner Überzeugung nach von einer Unausweichlichkeit im skizzierten Sinne keine Rede sein. Es ist natürlich hier nicht der Ort, um politische Perspektiven zu diskutieren. Bedenkt man aber, welches Maß an offenkundigen Ressentiments und reinem Wunschdenken im Dogma selber steckt und wie viele Faktoren die Entwicklung in eine von den Dogmatikern in keiner Weise vorgesehene Richtung ablenken können, so wird man der Behauptung, Europa und die europäische Tradition hätten ihre Rolle endgültig ausgespielt, mit der größten Skepsis entgegentreten. Es kann sehr wohl ganz anders herauskommen. Es können geschichtliche Situationen eintreten, für die die humanistische Tradition sich im vollen Sinne dieses Wortes bereithalten muß.

Es sind weiterhin zwei Komponenten zu beachten, die uns über das soeben Gesagte hinweg zum ersten Punkte zurückführen. Sie betreffen aber nicht den Charakter der Geschichte selbst, sondern besondere Eigentümlichkeiten der Geschichtswissenschaft, von der die klassische Altertumswissenschaft ein Teil ist.

Einmal wird man behaupten dürfen, daß es so etwas wie historische Größe gibt, auch wenn es nicht leicht zu sagen ist, worin sie im jeweiligen Falle besteht. Es gibt Dimensionen des Wollens und Vollbringens, die über das Gewöhnliche hinausragen: unvoreingenommene Betrachtung des Geschichtsverlaufs hat dies schon immer gewußt. Die Geschichtswissenschaft wiederum hat (neben anderem) eine kritische Aufgabe. Es ist an ihr, nachzuweisen, daß längst nicht alles groß ist, was sich selbst für groß hält oder von anderen für groß gehalten wird. Zahlreiche Erfolge beruhen auf dem Zufall glücklicher Umstände, und ebenso zahlreiche Programme erstreben in Wahrheit viel banalere Ziele als sie zu erstreben vorgeben. Dies gilt im Felde der Geistesgeschichte genau so wie im Felde der politischen Geschichte. Die Geschichtswissenschaft hat da von Fall zu Fall die notwendigen Korrekturen zu vollziehen. Soweit ist alles in Ordnung. Wenn jedoch die Geschichtswissenschaft sich dazu verleiten läßt, grundsätzlich nur noch Kritik zu üben und grundsätzlich von der Annahme auszugehen, daß alle Größe bloß eine Fassade sei, die es einzureißen gelte, dann überschreitet sie die Grenzen ihrer Aufgabe und ruiniert sich

schließlich selbst. Die Destruktion eingebildeter Größe hat nur einen Sinn, wenn daneben die wirkliche Größe um so heller ins Licht tritt. Seit anderthalb Jahrhunderten hat indessen die Historie ihr Geschäft sehr häufig im reinen «Desillusionieren» und «Enthüllen» gesehen und in nichts anderem. Die Psychologie wird mobilisiert, um zu zeigen, daß hinter den erstaunlichen Leistungen nichts anderes stehe als die banale Begierde nach Macht, Geld oder Genuß. Wenn aber diese Entlarvung das einzige ist, was die Geschichtswissenschaft anzubieten hat, dann macht sie sich selbst sehr rasch überflüssig. Denn um zu erfahren, welchen Einfluß jene Begierden ausüben können, bedürfen wir der Geschichte nicht; da genügt es, in unser eigenes Innere hineinzublicken. In anderer Richtung wird die Soziologie aufgeboten, um zu beweisen, daß die treibenden Kräfte in der Geschichte gar nicht die einzelnen sind, sondern die Gruppen, die Völker, Schichten und Klassen, die zu agierenden Potenzen hypostasiert werden. Auf diesem Wege verfällt die Geschichtswissenschaft einer Mythologie, die ebenfalls sehr bald uninteressant wird, da sie nichts anderes fertig bringt, als das geschichtliche Wollen des einzelnen abzutöten.

Die aufklärerische Tendenz hat dort einen eminenten Sinn, wo es notwendig wird, unehrliche Propaganda und rhetorisches Geschwätz zu überwinden. Aber sie hat ihre Grenzen. Wo diese nicht respektiert werden, zerstört sie nicht bloß die Geschichtswissenschaft, sondern unser Verhältnis zum geschichtlich Vergangenen überhaupt. Denn wozu sollen wir uns mit Menschen befassen, die auch nichts anderes gewesen sind «als du und ich»?

Eine nicht ganz unbedenkliche Rolle spielt weiterhin der Begriff der Wahrheitserforschung, wie er der modernen Wissenschaft zugrunde liegt. Er besagt, daß der wissenschaftlichen Forschung nach keiner Richtung Grenzen gesetzt sind und gesetzt werden dürfen. Alles ist wissenswert, und es gibt keinen Gegenstand, der nicht methodisch und wissenschaftlich untersucht werden kann, Die Frühstücksgewohnheiten der 25jährigen männlichen Bevölkerung des Unterwallis können genau so wissenschaftlich erforscht werden wie die Reaktionen bestimmter tropischer Fische auf bestimmte Gifte oder der Gebrauch des Konjunktivs imperfecti beim spätlateinischen Dichter Sidonius Apollinaris. Auf dieser Ebene kann die Zahl der möglichen wissenschaftlichen Probleme ins Unendliche vermehrt werden. Dies war übrigens schon der antiken Wissenschaft völlig bekannt. Die uns unter dem Namen des Aristoteles überlieferten Sammlungen naturwissenschaftlicher Probleme zeigen, daß da schon eine Aufspaltung und Multiplikation der Fragen im Gange war, die prinzipiell beliebig fortschreiten konnte. Wissenschaftlich befragbar ist alles.

Doch irgendwie scheint in dieser klaren und einfachen Exegese des Begriffs der Wahrheitserforschung ein Fehler zu stecken, genauer gesagt wohl ein doppelter Fehler. Nicht ohne Grund beschleicht uns ein intensives Unbehagen, wenn die Naturwissenschaften zu Forschungen vorstoßen, die es zu guter Letzt irgendeinem Techniker ermöglichen, ganze Völker zu vernichten. Und

bei den geschichtlichen Wissenschaften entsteht ein Unbehagen anderer Art, wenn Forschungen unternommen werden, deren Zusammenhang mit den Grundfragen des menschlichen Seins so dünn ist, daß er nur noch von einem sehr geübten Auge wahrgenommen werden kann. Allgemein gesagt erhebt sich die Frage, ob es nicht vielleicht Forschungen gibt, deren Verantwortbarkeit auf der einen, deren Relevanz auf der andern Seite bezweifelt werden kann. Wir befinden uns wiederum an einer Stelle, an der wir das Versagen der modernen Philosophie auf das lebhafteste bedauern müssen. Denn sie müßte das Problem untersuchen, ob die Wissenschaft der Gegenwart sich die Dinge tatsächlich so leicht machen und schlankweg erklären darf, die Kategorien des Guten und Bösen, des Wichtigen und Unwichtigen hätten in ihrem Bereiche einfach nichts zu suchen.

Lassen wir hier die Naturwissenschaften auf sich beruhen. Es ist ihre Sache, mit dem sittlichen Problem der Atomforschung fertig zu werden. Im Felde der geschichtlichen Wissenschaften ist das Problem der Verantwortbarkeit weniger akut — oder scheint doch weniger akut zu sein. Um so schwerer wiegt hier die Frage nach der Relevanz. Es kann hier ein Ausmaß der Spezialisierung auftreten, das störend und diskreditierend wirkt. Ich beeile mich freilich, beizufügen, daß es sich da um eine sehr schwierige Frage handelt, die sich weniger als viele andere mit einer klaren Formel erledigen läßt. Denn wenn allzu große Spezialisierung ein Moment des Bedenklichen an sich hat, so ist es genau so bedenklich, das Spezialistentum summarisch zu verurteilen und von der Wissenschaft zu verlangen, daß sie sich nur mit jenen Problemen abgebe, die der jeweilige Sprecher für besonders interessant und wichtig hält. Was uns hier fehlt, ist eine philosophische Lehre der Wissenschaft und ihrer Aufgaben. So lange die Philosophie uns eine solche nicht liefert, bleibt uns Laien nur übrig, zu konstatieren, daß es für unser inneres Verhältnis zur Vergangenheit, also auch für das Leben der humanistischen Bildung irgendwie unbekömmlich ist, wenn die geschichtliche Wissenschaft im allgemeinen und die Erforschung des klassischen Altertums im besonderen die Kategorie des Wichtigen und Unwichtigen allzu sorglos beiseite schiebt.

Es verbleibt der Betrachtung eine fünfte und letzte Komponente, die zu der heutigen Gefährdung der humanistischen Bildung geführt hat. Es ist der ungeheure Druck, den die Methodik der Naturwissenschaften auf diejenige der Geisteswissenschaften ausübt. Ich deutete schon an, daß seit den Zeiten Platons die Mathematik nicht aufgehört hat, als Modellwissenschaft zu wirken: sie ermöglicht exakte Aussagen und liefert Ergebnisse von zwingender Gültigkeit und universaler Einsehbarkeit wie keine andere Wissenschaft. Mit dem 17. Jahrhundert kommt das Experiment dazu als Ausdruck der Tatsache, daß das eigentliche Objekt der Naturwissenschaft die sich wiederholenden Vorgänge sind, beziehungsweise dasjenige, was an den Vorgängen sich wiederholt und was der Mensch künstlich zur Wiederholung bringen kann. Methodisch er-

öffnet dies einzigartige Möglichkeiten der objektiven Kontrolle einer Aussage, sachlich schafft das Experiment die Basis der modernen Technik.

Daß Wissenschaften dieses Typs eine gewaltige Anziehungskraft entfalten, versteht sich von selbst. Darüber hinaus gelten sie als Inbegriff aller Wissenschaftlichkeit überhaupt. Es genügt hier etwa darauf hinzuweisen, daß der Begriff der modernen Wissenschaft, den Karl Jaspers wiederholt entwickelt hat, eindeutig und ausschließlich von der Naturwissenschaft abstrahiert ist.

Da haben denn die geschichtlichen Wissenschaften einen überaus schweren Stand. Wir brauchen dies gar nicht mehr im einzelnen auszuführen. Es sind Wissenschaften, deren vornehmstes Objekt gerade das ist, was sich nicht wiederholt. Es sind außerdem Wissenschaften, deren entscheidende Kategorien ausnahmslos qualitativer und nicht quantitativer Natur sind. Man kann es verstehen, daß zuweilen solchen Wissenschaften der Charakter der Wissenschaftlichkeit überhaupt abgesprochen wird — was dies Urteil in einem Jahrhundert, für das «die Wissenschaft» alles ist, bedeuten kann, liegt auf der Hand.

Nun, die humanistischen und geschichtlichen Wissenschaften sind sicherlich echte Wissenschaften, nur eben solche eines Typs, der von demjenigen der Naturwissenschaften tief unterschieden ist. Es ist ein anderer Begriff der Wissenschaft, der hier gilt. Zu erläutern, worin er besteht, ist keineswegs leicht und an dieser Stelle nicht zu unternehmen. Schließlich haben wir es auch da mit einer Aufgabe zu tun, die primär nicht uns, sondern der philosophischen Wissenschaftslehre zukommt.

Nun aber genug dieser Betrachtungen. Sie ließen sich noch sehr weit ausdehnen, und es könnte scheinen, als seien wir schon jetzt nicht unerheblich über unsern unmittelbaren Gegenstand hinausgegangen.

Indessen kam es uns entscheidend darauf an, klar zu machen, daß die Gefährdung der humanistischen Bildung in unserer Zeit nicht durch einzelne Palliative beseitigt werden kann. Denn die Gefährdung erwächst aus dem Geist des Zeitalters im ganzen. Und dieser ist dezidiert unhistorisch. Er wählt die Zukunft und verwirft die Vergangenheit, nennt jene Leben und Freiheit, diese toten Ballast. Natürlich wird sich dies einmal ändern, schon weil es erfahrungsgemäß in der bisherigen Weltgeschichte noch nichts gegeben hat, was sich nicht einmal geändert hätte. Es ist nicht einzusehen, weshalb die Haltung unserer Zeitgenossen einen legitimeren Anspruch auf Endgültigkeit besitzen sollte als andere Haltungen anderer Zeiten.

Wann diese Änderung, die Entwicklung zu einem sachgerechteren Verständnis der Vergangenheit und der Zukunft sich durchsetzen wird, wissen wir nicht. Es fragt sich, was inzwischen hier und jetzt geschehen kann, damit der Abbau der humanistischen Bildung nicht zu große Zerstörungen anrichte.

Wir fassen zusammen und kehren gleichzeitig in gewissem Sinne an unsern Ausgangspunkt zurück. Was geschehen kann, läßt sich auf drei Momente aufgliedern.

Das erste ist die Forderung an die Philosophie, ihre Pflicht zu tun. Es ist ihre Aufgabe, Natur und Geschichte, Ausgreifen in die Zukunft und Belehrtwerden durch die Vergangenheit ins rechte Gleichgewicht zu bringen und jedem der beiden Bereiche zuzuteilen, was ihm gebührt. Von der Philosophie ist eine tragfähige Lehre vom Sein ebenso wie eine tragfähige Lehre vom Menschen zu erwarten. Sie hat nicht das mindeste Recht, die Lehre vom Sein etwa an die Physik, die Lehre vom Menschen an Medizin, Psychologie und Soziologie abzutreten. Das wird man ihr immer und immer wieder sagen müssen. Denn an der Rückkehr der Philosophie zu ihrer eigentlichen Aufgabe hängt auch die Erneuerung der humanistischen Bildung.

Das zweite, subsidiäre, aber nicht ganz unwichtige Moment ist die Aufwertung jener humanistischen Berufe, die ich nannte, des Lehrerberufs und des Journalistenberufs. Daß der Gymnasiallehrer mit Pflichtstunden im allgemeinen noch weit überlastet ist, kann nicht bestritten werden. Hier müßte Abhilfe geschaffen und dem Lehrer eine angemessene Möglichkeit zu eigenen Studien im weiten Bereich des Humanismus geboten werden. Der Beruf des Journalisten leidet unter mannigfachen Unfreiheiten anderer, vor allem innerer Art, die ihn daran hindern, zu leisten, was er sollte leisten können. Früher oder später wird es dazu kommen, diesen Beruf von seiner Bestimmung her neu zu gestalten und ihm geistig den Rang zu geben, dessen er heute zumeist ermangelt.

Endlich ist auch der humanistische Unterricht selbst, also konkret der Unterricht in Griechisch und Latein, mannigfacher Verbesserungen fähig. Denn zahlreiche Widerstände gegen die klassischen Sprachen dürften sich in Wahrheit gegen einen verfehlten Unterricht in diesen Sprachen wenden. Wir haben hier nicht mehr ins einzelne einzutreten. Es müßte von der Methode gesprochen werden, die die Bewältigung des Sprachlichen mit einer Einführung in die Sachen selbst organisch zu verbinden hätte. Es wäre von der Auswahl der Autoren zu reden und etwa zu beklagen, daß im Latein als erster Autor den jungen Leuten in der Regel nur Cäsar angeboten wird, ein Schriftsteller, der zwar zur Sauberkeit der Sprache zu erziehen vermag wie kaum ein anderer, der aber (paradoxerweise) von der Sache her für junge Menschen viel zu schwierig ist. Die unerhörte Raffiniertheit, mit der Cäsar seine Taten in Gallien und anderswo in das von ihm gewünschte Licht gerückt hat, kann man erst in späteren Jahren erkennen — und genießen. Und so gäbe es noch vieles zu erwägen.

Doch hier sollte ja nur in Erinnerung gerufen werden, was die humanistische Bildung heute in ernstlichste Gefahr gebracht hat und wie vielleicht aus der Einsicht in die Ursachen dieser Gefahr die Wege zu ihrer Überwindung eröffnet werden können. Wir haben nicht die Absicht, selbstsüchtige und reaktionäre Propaganda für bestimmte Fächer zu treiben. Wir wollten nur in einer Gefahr, die die Eigenständigkeit unserer europäischen Kultur überhaupt bedroht, mit aller Deutlichkeit bestimmte Thesen zur Diskussion stellen. Möge die Diskussion benutzt werden.